

Inhalt

Vorwort	6
Das Niemandsland	9
Gefährliches Land zwischen den Fronten	9
Ohne Aggression kann man nicht leben	11
Wie sich die Fronten bilden: Es beginnt in Kindertagen	23
Der Hoffnungshorizont als religiöser Hintergrund . .	35
Zwischen den Fronten	41
Ich bin nicht der andere: Menschliche Beziehungen .	41
Wie die Fronten aufbrechen?	54
Pflicht und Neigung	67
Bewusstsein und Unbewusstes	79
Staat, Parteien und Individuum	93
Kirche und Individuum	107
Medien, Internet und Lebenswirklichkeit	127
Ökologie und Ökonomie	151
Freiheit und Gerechtigkeit	168
Freiheit und Notwendigkeit	178
Jesus: Ein anderer Zugang zur Wirklichkeit	215

Medien, Internet und Lebenswirklichkeit

MICHAEL ALBUS.: Eine weitere Front ist zu nennen, die heute tief in die Praxis und das Verständnis von Leben eingreift: Die Medien und das Internet. Da entwickelt sich etwas in rasanter Geschwindigkeit, eine neue Geschichte kommt auf. Wenn wir die Mediennutzungsdaten ansehen, zeigt sich eine dramatische Entwicklung: Die Wortmedien gehen immer weiter zurück, das Internet kommt immer näher. Ich begegne immer mehr vor allem jungen Menschen, die sagen: Meine Informationen beziehe ich fast ausschließlich aus dem Internet. Man darf die Entwicklung erst einmal nicht beurteilen, finde ich, sondern muss sie zur Kenntnis nehmen. Aber es gibt eine Front, die aufgeht zwischen den Medien, die uns bestimmte Träume vorspielen oder auch Horrorträume zeigen, und zwischen dem Einzelnen, der diese Träume der Medien konsumiert und der zwischen den Träumen und der Wirklichkeit seines eigenen Lebens keinen Zusammenhang mehr findet. Da fallen wichtige Dinge auseinander, sind destruktiv in der Persönlichkeitsentwicklung.

Was geschieht da mit den Menschen? Wie stellt sich die Front dar? Das ist eine unheimliche Front, nicht nur eine heimliche, die oft in großer Einsamkeit vor dem Bildschirm verläuft.

EUGEN DREWERMANN: Die Medien besitzen eine Verführungskraft, die sich zwischen die Begegnung der Menschen stellt, der Eltern mit ihren Kindern, der Kinder untereinander. Sie isolieren den Einzelnen durch das Versprechen, miteinander Austausch zu pflegen. Im Grunde sitzt jeder vor seinem Schirm und redet mit jemandem, der irgendwo anders ist. Das führt nicht zu sich selber zurück. Außerdem hat man eine Reihe von fertigen Programmen, deren Entstehung man selber nicht kennt. Die Medien liefern in unbegrenzter Menge und in der vermuteten absoluten Korrektheit Informationen aller Art. Was sie nicht tun, ist, die Bewertung, die Filterung der Informationen vorzunehmen, also überhaupt erst einmal einen Stand zu bilden, von dem aus es sinnvoll wird, diese oder jene Informationen zu sammeln. Sie geben auch nicht vor, in welcher Weise man sie integriert. Am allerschlimmsten: Es steht bei den Informationen in aller Regel nicht dabei, wie sie zustande kommen. Das heißt, man schaltet gerade den

Teil aus, der, zum Beispiel, wissenschaftlich am allerwichtigsten ist, der erklärt, dass man Informationen aller Art nur sinnvoll verarbeiten kann, wenn man eigene Fragen mitbringt, wenn man vergleichen kann, was im eigenen Wissensstand die Frage vorbereitet, wie man aus der Riesenflut möglicher Informationen eine sinnvolle Auswahl trifft. Das müsste dem Kind nahegebracht werden, ehe es an den Computer geht. Diese neurologisch, aber auch psychologisch-menschlich sinnvolle Voraussetzung wird durch eine Kindererziehung ausgehebelt, die viel zu früh und in viel zu großem Umfang die Computer als Unterhaltungsspiele in die Kinderzimmer bringt. Fernsehapparate und Computer haben längst die persönliche Begegnung verdrängt, für die man glaubt, nicht mehr Zeit zu haben. Wo gibt es noch Situationen, in denen die Mutter einem Kind ein Märchen vorliest? Oder ein Volkslied mit ihm summt und singt? Oder irgendein Spiel macht, bei dem sich ein Stückchen Holz in eine Eisenbahn verwandelt? Das alles ist viel zu zeitaufwendig. Dazu kommt man nicht. Das Kind lernt auf diese Weise aber das Wichtigste nicht mehr: dass die Welt, die Freude macht, an persönliche Begegnung gebunden ist und an den Hintergrund einer nur menschlich zu erzeugenden Geborgenheit. Fällt die aus, wird man den Computer als Ersatz dafür nehmen. Mit anderen Worten: Es breiten sich Süchtigkeitsstrukturen aus. Und ich habe den Verdacht, dass genau das mächtige Teile unserer Gesellschaft wollen. Sie möchten eine Jugend, die nach Gebrauchsgegenständen als Ersatz für menschliche Beziehungen süchtig wird.

MICHAEL ALBUS: Wer ist »unsere Gesellschaft«?

EUGEN DREWERMANN: In diesem Fall die Produzenten der Computerindustrie, die Werbeagenturen, die ständigen Verbrauch standardisieren auf einer Höhe, die in Konkurrenz ein Kind bereits im Vergleich zu seiner Nachbarin oder seinem Nachbarn als etwas Besseres erscheinen lässt, sobald es dieses oder jenes Produkt in Händen hält. Wir machen aus dem Computer einen Glücksfetisch, weil das wirkliche Moment glücklicher Begegnung unter Menschen immer mehr erstirbt. Wir setzen den Computer als Erziehungsinstrument ein, als Zeitgestaltungsinstrument, als Unterhaltungsmaschine, statt dass

wir uns selber hinsetzen und mit dem Kind spielen beziehungsweise untereinander gemeinsam sind. Unter diesen Voraussetzungen ist es dann auch kein Wunder, dass die Spielzeugindustrie gerade bei den Computern eine ungeheure Rolle einnimmt. Man spielt nicht mehr mit Menschen, man spielt mit allen möglichen Gestalten. Was man dann spielt, ist eine sonderbare Mischung aus Wut und Aggression und aus dem Willen, sich durchzusetzen. Es sind in aller Regel Kampfspiele, in denen prämiert wird, möglichst viele Gegner abzuschießen, in einer immer weiter fortschreitenden Entfernung von der Realität und umgekehrt: in einer immer dichteren Rückkehr in eine medial vermittelte Scheinwirklichkeit.

Was ich meine, lässt sich in einem Beispiel wiedergeben: Vor vielen Jahren schon setzten sich amerikanische Psychologen mit der Frage auseinander, warum in den Industriegesellschaften jugendliche Gewalt ausufert. Dafür sahen sie viele Möglichkeiten: Rand- und Subkulturen, die sich bilden, Großstadtszenarien, Vorortmilieus. Sie machten jedoch etwas geltend, das sie mit dem Einsatz von Computern in Verbindung brachten, und argumentierten so: Nach 1945 hatten amerikanische Militärs das Problem, dass manche GIs zu lange brauchten, um ihre MP durchzuziehen. Sie taten, was sie als Soldaten sollten: sie schauten in das Weiße des Auges des Gegners. Sie wussten, dass – ich oder er – es um einen Überlebenskampf geht, der in Sekunden entschieden wird. Aber weil ihnen der Gegner so nah war, hatten sie eine Hemmung, direkt zu töten. Und diese Bruchteile von Sekunden konnten sie selber das Leben kosten im Angesicht eines Gegners, der skrupelloser war als sie. Also wurde es zum Interesse amerikanischer Militärpsychologen, diese Skrupelverzögerung abzugewöhnen, wegzutrainieren.

MICHAEL ALBUS: Die Tötungshemmung abtrainieren.

EUGEN DREWERMANN: Jetzt wird geübt: die Feindperson, der »Typ«, das Zielobjekt, tritt einem gegenüber und wird gleich erledigt. Das sind genau die Spiele, meinten jetzt die Psychologen, die wir unseren Kindern als Material zumuten, womit wir auch unsere GIs trainieren, damit sie keine Skrupel mehr beim Töten haben; genau das muten wir den Zwölfjährigen zu als Dauerunterhaltung. Warum wundern wir uns

dann, dass die Effekte genauso sind, wie wir es bei den GIs wollen, bei unseren Kindern aber unter Verbot stellen?

Ich wundere mich immer noch, dass die Gewaltspiele in den Computern als pädagogisch harmlos dargeboten werden, nur um der Industrie zu erlauben, sich bei Süchtigen weiter zu bedienen. Es gibt einen Profiler, Thomas Müller, ein Fallanalytiker aus Wien, der in seinem Buch »Bestie Mensch« darüber nachgedacht hat, wie monströse Verbrechen entstehen. Er beschreibt zunächst, dass ein Kriminalpsychologe nicht imstande ist, die wirkliche Ungeheuerlichkeit mancher Verbrechen durch Einfühlung oder Vorstellung zu ermitteln. Er ist darauf angewiesen, dass die Datenmenge im Computer ähnliche Taten zusammenführt und Muster generiert, aus denen sich eine bestimmte Identifikation mit dem Täter ergibt. Derselbe Müller aber, der gerade noch rühmt, wie nützlich Computer für Leute sind, die damit umgehen können, erwähnt, dass er auf dem Weg Jugendlicher in die Schwere Kriminalität folgende Komponenten, fast generalisierbar, immer wieder aufgefunden zu haben meint: Ein Außenseitertum in Einsamkeit, – man hat nicht wirklich Freunde, man fühlt sich abgelehnt gerade von denen, zu denen man gehören möchte; die Sprache bricht weg, die negative Ausgrenzung wird härter, das Missachtetwerden. Wenn auf all das nun geantwortet wird mit dem Rückzug in die Computerszene, kann man ein Held werden, indem man dafür sich selber prämiert, dass man möglichst viele Gegner abgeschossen hat; ohne es zu merken, übt man im Grunde vorweg, was eines Tages sich verselbstständigen kann. Warum soll man, was man jetzt gelernt hat, und zwar als Erfolgsgeschichte, um sich aufzubauen gegen all die Frustrationen und Erniedrigungen, die man mit realen Menschen erlebt hat, nicht einsetzen, um im Kampf gegen Phantommenschen die wahre Größe zu zeigen? Auf diese Art glaubt dieser Profiler recht schlüssig erläutern zu können, wie manche Jugendliche zu Amokläufern werden.

MICHAEL ALBUS: Erfurt, Winnenden ...

EUGEN DREWERMANN: Was müssten wir tun? Wir müssten die Eltern aufklären, wir müssten sie warnen, wir bräuchten ganz

sicher bessere Gesetze zum Jugendschutz. Wir haben solche Gesetze gegenüber Pornografie, gegen Alkohol und Tabak – freilich auch durchlöcherbar in jeder Form –, aber wir bräuchten sie den Gewaltszenarien gegenüber ganz genauso. Wieso ist es pornografisch, eine nackte Frau zu sehen, aber nicht, den zerschossenen Körper eines Mannes zu goutieren als etwas, das eine Heldentat signalisiert? Wohl, weil man glaubt, es diene der paramilitärischen Vorschule zu wahrem Patriotismus. Es ist weit obszöner, Grausamkeit zu vermarkten, als Schönheit bloßzustellen. Die Fehlentwicklung muss nicht unbedingt am Computer liegen. Ein Computer ist eine Maschine, in die man jeden Film einladen kann, aber gewisse Programme gehören unter Kontrolle, unter gesellschaftliche Verbotsschranken. So viel scheint mir klar.

Dann kommt der Neurologe Manfred Spitzer mit der nächsten These: Wir müssten den vernünftigen Einsatz des Computers durch eine vernünftige Pädagogik und eine entsprechende Lernvorbereitung überhaupt erst sinnvoll machen. Er will sagen: Nur derjenige, der gelernt hat außerhalb des Computers, ist jemand, der den Computer in sein eigenes Lernprogramm vernünftig integrieren kann. Umgekehrt funktioniert es nicht. Vom Computer kommt es nicht zum individuellen Lernen. Man kann den Weg nicht umkehren. Das ist, was sich bei Studierenden oft genug zeigt: Sie haben eine Seminararbeit zu machen, setzen sich an den Computer und werden augenblicklich erdrückt von einer Datenflut, die unkontrollierbar ist. Der kann man nicht standhalten. Das gleiche Phänomen ist schon schwierig zu bearbeiten beim Schlagwortregister am Eingang der Bibliothek. Da gibt es plötzlich zu einem Thema Hunderte von Autoren und Titeln. Das entmutigt schlechterdings. Man kann nicht fünf Jahre lang Hunderte von Autoren lesen, um zu wissen, was man will. Das kann nur umgekehrt gehen: Man muss wissen, was man will, um auszuwählen, was man braucht, – das ist mein Ziel, das ist mein Weg, das benötige ich dazu, und alles andere geht mich im Moment nichts an. Wenn das erst einmal feststeht, kann ich jede Datenmenge verarbeiten. Aber ich muss sie vorweg filtern können, sonst werde ich erdrückt.

Das Nächste ist: Ich muss die Daten bewerten können, und das wird vom Computer ganz sicher nicht vermittelt. Der Computer erzeugt den

Eindruck, dass seine Daten objektiv die Wahrheit repräsentieren. Im wissenschaftlichen Raum gibt es aber keine fertig zu repräsentierende Wahrheit. Es gibt lediglich einen Meinungsstand, der entsprechend einer bestimmten Methode allgemein für wahrscheinlich und plausibel gilt. Der Weg zur Findung von Wahrheiten in der Wissenschaft ist viel interessanter als das Abrufen fertiger Wahrheiten. Natürlich haben wir in der Physik einen Haufen fertiger Formeln, aber viel interessanter ist, den Kindern beizubringen, den Studierenden zu ermöglichen, mathematisch und physikalisch so zu denken, dass sie die Ableitung der Formeln verstehen. Denn das allein ermöglicht es ihnen, kreativ am Vorgefundenen weiterzuarbeiten.

Mit anderen Worten: Wir bräuchten viel, viel mehr an menschlicher Vermittlung, um mit den Computern so umzugehen, dass sie die menschliche Kultur nicht aushebeln, indem sie sich zum Selbstzweck machen. Die Gefahren eskalieren steil nach oben, fast asymptotisch an die Zukunftsordinate. Wir sind inzwischen so weit, dass wir den Computern überlassen, wie man Menschen tötet, etwa bei den Killerdrohnen. Wir sind gerade dabei, in Deutschland in der Diskussion der moralischen Fragwürdigkeit um den Einsatz solcher computergestützten Tötungsmaschinen das Problem salopp wegzureden. Wir haben einen Verteidigungsminister, der erklärt: »Die Diskussion haben wir hinter uns.« Wir haben Kirchenbeamte, die erklären: er hat ja recht, auch Killerdrohnen sind nur eine Erweiterung der Luftwaffe und umso besser, weil da keine Menschen drinsitzen, denn das wären ja unsere Soldaten, die von der Flugabwehr des Feindes erreichbar wären. Das wär es doch! Unsere Jungs sitzen in Potsdam und sind unerreichbar für afghanische Taliban. Umso besser für uns. Wir können endlich wirksam und gezielt töten. Gezieltes Töten ist ja besser, als wenn wir flächendeckend Bomben abwerfen und dabei noch die eigenen Bomberpiloten gefährden. Wir delegieren ethische Verantwortung an gefühllose Maschinen und merken nicht, wie gefühllos und damit unfähig zu ethischer Verantwortung wir selber geworden sind. Der Computer als Vorgriff auf die kommende Selbstabschaffung des Menschen!

MICHAEL ALBUS: In einem Zentrum in den USA, das von Afghanistan zehntausend Kilometer entfernt ist, sitzen Militärs in einem abgedunkelten Raum und sehen durch die Drohnenkamera, wie unten Kinder und Erwachsene herumlaufen. Dann kommt der Befehl: Abdrücken! Es ist eine unglaubliche Vorstellung, dass ich tausende von Kilometern entfernt Menschen töten kann. Ich bin daran nur noch mit dem Druck auf den Knopf beteiligt. Es ist grauenhaft.

EUGEN DREWERMANN: Ja, das ist grauenhaft. Hinzu kommt noch, dass natürlich die Lagebeurteilung, solange sie durch Menschen geschieht, irrtumsanfällig ist. Man kann die Lage komplett falsch einschätzen, weil man keine Ahnung hat. In Kundus, in Afghanistan, waren nachts um halb zwei angeblich lauter Taliban versammelt, in einer Gruppenstärke, die für Taliban völlig atypisch ist, aber es hätte ja sein können, dass das alles Taliban waren. Deshalb gab der inzwischen zum Brigadegeneral beförderte Oberst Georg Klein am 4. September 2009 den Befehl zum Abwurf zweier GPS-gesteuerter 250kg-Bomben, die, wie man denken muss, über 140 Menschen ermordet haben, – um so etwas wie eine symbolische Entschädigung der Angehörigen der Opfer feilscht die BRD-Administration bis heute. Man glaubt etwas, also fordert man an, dass draufgehalten wird. Selbst die amerikanischen Piloten sagten: »Es ist unwahrscheinlich, dass da nur Taliban sind. Wollen Sie das wirklich?« Doch, das hat man gemacht. Aber das hätte nicht sein dürfen! Morden auf Verdacht! Man hat unter Franz Josef Jung als Verteidigungsminister die deutsche Öffentlichkeit wochenlang wissen lassen, dass das Vorgehen unserer heimatschützenden Soldaten ein verantwortbarer Akt der Gefahrenabwehr gewesen sei. Die Tanklastzüge sollten auf die deutsche Stellung zurollen können und hätten dann eine Riesenexplosion verursacht. Die Fahrzeuge saßen aber im Flussbett fest. Jeder, der damals die Zeitung las, konnte wissen, dass das, was das Verteidigungsministerium sagte – die Kanzlerin hielt sich, wie üblich bedeckt –, reiner Unfug war. Der deutsche Bürger bekam es durch die »Aufklärung« unserer Regierung aber nicht zu wissen. Wenn menschliche Lagebeurteilung irrtumsfähig ist, überlassen wir den Spionagesatelliten die Einschätzung. Die können objektiv – vielleicht! – herausfinden, was sich am Ort wirklich tut, und denen

überlassen wir dann die Entscheidung, ob es verantwortlich ist, für vier »richtige« Talibanführer, die wir in der Menge vermuten, beliebig viele Zivilisten zu opfern. Die Entscheidung selbst ist angeblich so komplex, dass wir sie als Menschen gar nicht treffen können. Wir überlassen sie daher gleich den Computerszenarien. Damit sind wir so weit, dass wir als Menschen endgültig aus der Entscheidungskette ausfallen; wir definieren nur noch die strategischen Endziele und überlassen die Mittelauswahl den Maschinen. Und selbst die »Endziele« sind »komplex«: – was ist in zwanzig Jahren »wichtiger«: Erdöl, Uranerz, Wasser, Holz, Seltene Erden ... oder das alles zusammen, und wie gewinnt man Zugriff auf die Lagerstätten, und was muss man tun, um die passenden Marionettenregimes zu etablieren? Es ist ein Denken in Großmachtansprüchen, das sich um Menschen, die nicht dem eigenen Interessenverband angehören, nicht weiter kümmert. Für ein solches Denken sind Computer ein ideales Arbeitsinstrument.

Wir haben inzwischen daher Computer, die uns die sittliche Verantwortung abnehmen. Ich sage das noch einmal, weil es zeigt, wie unmenschlich es ist, wenn wir eine Rationalität aufbauen, die kein Gefühl mehr kennt. Es gibt dann keinen Einspruch mehr gegen die vorgegebene Zielsetzung. Ein Computer hat keine Gefühle. Er hat auch keine Skrupel. Er hat lediglich eine zweckorientierte Aufgabenstellung, die er abarbeiten wird. »Wenn du das willst, wenn du deine Ruhe vor den Taliban haben willst, dann töte sie.« Das hat die Maschine begriffen, gelernt, das soll sie exekutieren. Das wird sie also auch tun, wenn wir uns ihr unterwerfen. Die gesamte politische Entwicklung der letzten drei, vier Jahre zeigt, dass wir uns im Schweinsgalopp genau da hinbewegen, ohne dass wir dabei noch irgendwelche Skrupel haben. Ich habe im deutschen Parlament nicht ein einziges Mal, außer bei den Vertretern der Linkspartei, ein moralisches Problem in diesem Zusammenhang der außergerichtlichen Tötung auf Verdacht und unter Inkaufnahme beliebig vieler »Kollateralschadensopfer« diskutiert gefunden.

MICHAEL ALBUS: Aber es geht doch auch anders. Die Medien erweitern das Bewusstsein, weisen auf Probleme hin, schärfen die Wahrnehmung, zwingen förmlich dazu, Verantwortung zu fühlen.

EUGEN DREWERMANN: Eine erstaunliche Beobachtung in diesem Zusammenhang mache ich: Sie finden in Kriminalfilmen, freitags abends, samstags, Themen formuliert, die hoch interessant für politische Fragestellungen sind: Flüchtlingsprobleme, Asylantenprobleme, Drogenprobleme, Gewalt unter Jugendlichen, usw. Geschildert werden ausführlich die sozialen Hintergründe. Mit einem Mal werden Probleme bewusst, die sonst in den Medien verschwiegen werden. Ein Beispiel: Im Durchschnitt sterben pro Jahr im Mittelmeer als Massengrab dreitausend Menschen. Sie ertrinken, weil sie die europäischen Grenzen nicht erreichen dürfen. Wir setzen gegen die Flüchtlingsströme militärische Mittel ein, Frontex.

MICHAEL ALBUS: Frontex ist eine der grausamsten Institutionen im politischen Bereich.

EUGEN DREWERMANN: Diese grausame Institution wird von Berlin mitbezahlt, ihr Sitz ist in Warschau. Das alles machen wir Deutschen; die Bürger aber dürfen nicht erfahren, was da gemacht wird. Wir helfen Griechenland dabei, dass dort KZ-ähnliche Auffanglager für Flüchtlinge, vor allem aus dem Nahen Osten, eingerichtet werden können. In diesem Punkt sind wir sehr hilfreich. Das Flüchtlingsproblem, das Asylantenproblem war vor zwanzig Jahren schon virulent. Da gab es Kirchen, die Asyl gewährten für Kurden, sie reichten die Gruppen von Gemeinde zu Gemeinde weiter. Inzwischen ist das den Kirchenleitungen aber missliebig geworden, es soll und darf kaum mehr sein. – Das Fatale in jeder Demokratie ist: Wenn ein Problem lang genug ausgelesen wird, hört es auf, ein Problem zu sein. Es ist, wie wenn wir auf einer Wanderdüne sitzen und der Wind weht uns die Grundlage unter den Füßen weg. Wir stehen plötzlich ganz woanders, als wir eben noch geglaubt haben zu sein. Die Zeit läuft einfach unter unseren Füßen fort. Wenn ein Problem nur lange genug dauert, ist es kein Problem mehr. Die Asylantenfrage wird nicht mehr reflektiert. Die Grausamkeiten der Abkommen, die von Schengen-Beginn 1990 bis heute wirksam geworden sind, spielen keine Rolle mehr. Sie sind Tatsachen, sie besitzen Rechtsstatus. Wir haben uns daran gewöhnt. Das ist unheimlich.

Wir sind ausgegangen von den Kriminalfilmen, die manchmal ein Mittel sind, um in einem Unterhaltungsmedium Themen bewusst zu machen, die sonst in den Nachrichten kaum noch vorkommen. Sogar das Kabarett hat manchmal mehr Wahrheitswert als die Nachrichtensendung. Man weiß gar nicht mehr: Ist der Nachrichtensprecher jetzt selber der Kabarettist oder ist der Kabarettist der Nachrichtensprecher? Es bewegt sich zwischen den beiden Fronten bis zur Ununterscheidbarkeit aufeinander zu.

MICHAEL ALBUS: Angesichts der geschilderten Entwicklungen und Fakten wächst zwischen den Fronten die Einsamkeit.

EUGEN DREWERMANN: Wir werden immer einsamer. – Das ist so: Einer der Millionen »Singles« – alles Verrückte muss man heute auf Amerikanisch sagen – kommt abends nach Hause. Es ist nicht einmal ein Hund, der ihm entgegenkommt. Es wartet niemand an der Tür. Er wird das Fernsehen einschalten. Damit umgibt er sich mit virtuellen Gestalten, die miteinander reden und so tun, wie wenn sie in seinem Zimmer anwesend und gerade zu Besuch gekommen wären. Der Eindruck »ich bin alleine« wird aufgehoben durch das Medium. Die Medien treten in die nicht vorhandenen menschlichen Beziehungen ein und kompensieren sie durch Dauerunterhaltung. – Oder: Leute essen zusammen zu Mittag, aber schauen dabei natürlich die Nachrichten, die gerade laufen. Man spricht nicht miteinander; man meint nicht wirklich, dass das wichtig ist, was da geboten wird. Man muss aber nicht mehr miteinander reden. Die Last, sich persönlich zu begegnen, wird abgeflacht, indem das Medium dazwischen tritt. – Chatroom, Facebook sind solche wunderbaren Erfindungen, die vorgaukeln können, dass man beliebig viele Freunde hat. Und wer hat jetzt noch mehr »Freunde«? Man hat schon fünfzig Freunde, hundert Freunde – man kennt die alle gar nicht, aber der andere hat zweihundertdreißig Freunde, und das ist natürlich noch viel besser. Man setzt die Quantität an die Stelle der Qualität. Man redet miteinander im Austausch von E-Mails oder WhatsApp, die rein sprachlich nur ganz reduziert, nicht Gefühle, aber wieder Informationen transportieren, die nicht begründet sind, die nicht situativ eingebettet sind, die keine

wirkliche Sprachkultur erlauben. Man fantasiert sich im Chatroom mit einem Unbekannten bis zur Liebesgrenze. Man findet den anderen irgendwann wunderbar. Man kennt ihn gar nicht, man kommt sogar in die Angst, ihm wirklich zu begegnen. Aber im Chatroom lässt sich das ewig verlängern. Eine Kultur, die so tut, wie wenn Begegnungen wären, um die wirklichen Begegnungen zu verhindern, definiert die Unabgrenzbarkeit von Süchtigen. Das kann immer so weitergehen. Und je mehr, desto mehr, will sagen: desto schlimmer.

MICHAEL ALBUS: Kann es sein, dass Medien auch deswegen so intensiv kommuniziert werden, weil sie uns Bilder senden oder Informationen vermitteln, nach denen wir tatsächlich verlangen? Träume ausstrahlen, nach denen wir tatsächlich verlangen? Sind die Medien nicht Traumfabriken, die mir Bilder zeigen, die meine tiefsten, gar nicht wörtlich artikulierbaren Sehnsüchte ansprechen? Ich weiß, dass die Werbung zum Beispiel auf diese Weise arbeitet.

EUGEN DREWERMANN: Absolut! Wir können vorneweg die politische Propaganda nehmen. 1991 wurde der Krieg im Irak begründet mit Bildern, die zeigten, wie irakische Soldaten in Kuwait Kinder aus Brutkästen holten, sie auf Erde warfen und töteten. Das war einer der Gründe, um die Weltöffentlichkeit weich zu klopfen, dass ein Krieg gegen den Irak jetzt sein muss. Gegen solche Teufel muss man einschreiten. Die Bilder waren aber gefälscht. George Bush der Ältere wusste das auch, aber er hat viele Male in seinen Reden darauf hingewiesen: Die ermorden Kinder, die sie aus den Brutkästen holen! Für uns in der Friedensbewegung ergab sich daraus eine ganz große Schwierigkeit. Wenn wir gegen einen möglichen Krieg im Irak demonstrierten, wurde uns natürlich gesagt: Ihr unterstützt Kindermörder! Für Saddam Hussein konnte man wirklich nicht demonstrieren, aber gegen den Krieg musste man protestieren. Dazwischen eine Sprache zu finden, die in der Öffentlichkeit verstanden werden konnte, war außerordentlich schwer. Damals war die Friedensbewegung noch sehr stark, aber sie benutzte falsche Argumente. Man tat so, wie wenn der Krieg am Golf eine essentielle Gefahr für uns in Mitteleuropa oder Westeuropa darstellen würde. Riesige ökologische Schäden, ein möglicher Atomkrieg – jedes

denkbare Horrorszenario wurde halluziniert, und dann kamen tatsächlich Tausende auf die Straßen. Die Wahrheit war: Man zerbombte ein Drittweltland an der Schwelle zu einem Industriestaat, um die Waffen zu entsorgen, die man selber da hineingepumpt hatte im Krieg gegen die Ajatollahs und gegen die Gefahr der Verbreitung der schiitischen Revolution im Irak. Man hatte Saddam Hussein im August 1990 eine Falle gestellt, indem man die Botschafterin in Bagdad erklären ließ, die USA betrachteten die geplante Annektion Kuwaits als eine innerarabische Angelegenheit; und dann trommelte man die Weltöffentlichkeit mit verlogenen Argumenten für den Krieg reif. Sogar die Gegenseite, die Friedensbewegung, folgte Propagandalügen. – Darum wieder meine Lieblingsthese: Man muss aus Überzeugung für oder gegen etwas sein, sonst wird es niemals funktionieren.

MICHAEL ALBUS: Ich bekräftige noch einmal: Die Bildmedien – ich denke jetzt ans Kino zum Beispiel – versorgen Menschen auch mit Bildern, die ihnen zu leben helfen, die etwas zeigen, was sie selber nicht formulieren, was sie nicht in Worte fassen können. Da ist eine tiefe Sehnsucht in uns Menschen. Es gibt Bilder, die können sie aufwecken, heraufrufen, es gibt aber auch Bilder, die können verschließen, indem sie einen Menschen dicht machen, wie man umgangssprachlich sagt. Ich frage den Psychotherapeuten: Was für Bilder – gehen wir einmal davon aus, er braucht Bilder – sollte der Mensch besser nicht sehen?

EUGEN DREWERMANN: In der analytischen Psychotherapie arbeitet man mit Bildern in der Traumanalyse. Jeder produziert des Nachts Bilder, die aus dem Unbewussten kommen und in denen er versucht, seine Situation in irgendeiner Weise symbolisch zu visualisieren. Auch Erinnerungen der Kindheit, Projekte zum Lösungsansatz in der Zukunft, sind verschlüsselt in diesen Traumbildern. Es ist sehr wichtig, damit umgehen zu lernen, einfach weil das Verständnis für sich selber damit wächst. Manche Bilder sind dabei alles andere als das, was wir zu sehen wünschen. Sie können sehr unangenehm sein. Auch dazu zu stehen und zu lernen, dass man diese Anteile in sich trägt, ist ein therapeutisch wichtiger Fortschritt.

Filme sind nicht einfach von außen montierte Träume, aber sie arbeiten ohne jeden Zweifel mit traumähnlichen Szenarien. Und sie können als Filme nicht nur tiefe Sehnsüchte, tiefe Gefühle aufgreifen, sie können auch Vorschläge von therapeutischem Niveau enthalten. – Ins Schwärmen gerate ich natürlich über einen Film »Wie im Himmel« aus dem Jahr 2004. Er hat zu tun mit einem Professor der Musik, der auf der Flucht war vor seiner eigenen Kindheit, in der man ihn zusammengeprügelt hat; er hatte nur die Kunst als Raum, sich zu artikulieren. Er wurde Dirigent. Nun beginnt der Film damit, dass er in seinen Heimatort zurückkehrt. Er will noch einmal wissen, wer er als Kind war. Schon das ist ein therapeutisch zentrales Thema, und hier ist es gleich die Ouvertüre dieses Films. Was der »Heimkehrer« feststellen muss: die Welt hat sich gar nicht verändert. Er begegnet schon auf dem Weg dem Burschen, der ihn damals als Kind gequält hat. Mehr widerstrebend übernimmt er eine Gesangsgruppe, in die auch des Pastors Frau kommt. Sie möchte singen lernen, aber nicht so, wie man im Kirchenchor sonst singt. Er nämlich, der neue Chorleiter, ist der Meinung, dass man nur singen kann, wenn man lernt, auf sich selber zu hören. Das geht so: der eine legt sich auf den Bauch des anderen und hört, wie man Laute hervorbringt, die spontan aus einem selber kommen. Das findet der Pfarrer ganz ungeheuerlich. Alleine schon diese Sexualisierung des Musikunterrichts ist in seinen Augen unanständig. Auch die Verselbstständigung eigener Gefühle, die Zentrierung auf das Subjektive. Das gerät bis dahin, dass der Pfarrer selbstmordgefährdet wird, – er sieht seine ganze Welt infrage gestellt. Eine Religion, die im Namen des Kreuzes Christi auf psychischer Unterdrückung basiert, erweist sich als Gegeninstanz zu allem, was Menschen helfen könnte, ihren eigenen Ton zu finden. Schließlich bewirbt man sich für einen Chorwettbewerb, aber eigentlich kann man das gar nicht mit dieser Musik. Wirkliche Musik taugt nicht dazu, im Wettkampf um Prämien zu ringen. Und so singt also dieser Chor, wie noch nie auf einem Wettbewerb gesungen wurde. Der Erfolg ist identisch mit dem Tod des Chorleiters. Noch im Tode, aber wie im Himmel, erlebt er die Aufführung seines Werkes. Es war recht verstanden aber gar nicht sein Werk, es war lediglich die Förderung von Menschen, ihren eigenen Ton zu finden, indem sie

aufeinander hörten. Alles, was Psychotherapie ist und sein kann, ist in diesem Film enthalten.

MICHAEL ALBUS: Welche Bilder helfen zum Leben? »Wie im Himmel« ist ein exzellentes Beispiel. Es gibt auch noch andere. Aber was für Bilder brauche ich? Welche Bilder helfen mir? Wie ist Ihre Erfahrung in der Psychotherapie? Welche Bilder machen dicht, die man lieber niemandem zumuten sollte? Das ist individuell sicher verschieden. Aber da muss es doch vielleicht eine Grundstruktur geben.

EUGEN DREWERMANN: Zweifellos. Das Problem ist, dass diese klare Trennung sich nicht selten mit Realitätsverlust erkaufte. Die meisten Leute sehen, zum Beispiel, sehr, sehr gern Tierfilme.

MICHAEL ALBUS: Warum?

EUGEN DREWERMANN: Einfach weil sie eine Paradieswelt gezeigt bekommen. Es ist ähnlich, als ginge man in den Zoo; dort sieht man, wie die Tiere essen, wie sie schlafen, wie sie spielen. Das ist wunderschön.

MICHAEL ALBUS: Aber Sie blenden aus, dass sie sich auch gegenseitig auffressen.

EUGEN DREWERMANN: Genau. Es gibt Filme aus der Serengeti, die noch zeigen, wie der Gepard die Antilope anfällt. Aber der ganze Rest wird natürlich ausgeblendet. Man soll die Tiere ja lieben, man soll sie nicht als Mörder erleben. Sie sollen »schön« bleiben. Das ist die Grenze der moralischen Verträglichkeit. Es tut gut zu sehen, dass es eine wunderbare Natur gibt, die uns umhüllt und aus der wir selber kommen. Aber sie hat auch ihre Brechungen. Das macht es schwierig, so klar zu unterscheiden zwischen dem, was uns gut tut, und dem, was uns quält. Optimal wäre es, eine Persönlichkeit zu finden, die die Wahrheit trägt. Aber dann müssten wir aufhören, Kinder zu sein. Kindern kann man nicht zeigen, wie die Wirklichkeit der Natur ist. Das ist auch ein riesiges Problem des Religionsunterrichts. Wir schildern eine Welt, die Gott geschaffen hat zur Demonstration seiner Güte und Weisheit. Im

Biologieunterricht danach aber bekommt man eine ganz andere Wirklichkeit repräsentiert, die grausam ist, die sinnlose, absurde Zufälle zulässt, die als Motor des Antriebs der Entwicklung ein Unmaß von Leid zur Voraussetzung hat und die das nicht bloß akzeptiert, sondern darauf basiert.

MICHAEL ALBUS: Und die in mir auch manchmal die Frage aufwirft, wenn ich Verhaltensforschungsergebnisse anschau: Kann das Gott, könnte es ein lieber Gott sein, der so eine Natur, solche Geschöpfe erschaffen hat?

EUGEN DREWERMANN: Es ist nicht eine thematische Abschweifung, wenn wir wie nebenher auch auf die Sehnsuchtsbilder der Religion – den Mythos vom Paradies zum Beispiel – zu sprechen kommen, um sie dann mit der Wahrnehmung der Wirklichkeit zu konfrontieren. Das Problem der »Theodizee«, der »Rechtfertigung« Gottes angesichts seiner Schöpfung, wird sich erst lösen, wenn wir uns fragen: Wie kann man die Schöpfungstheologie so umbauen, dass sie verständlich wird? Man kann erkennbar nicht von der Schöpfung auf Gott schließen oder von Gott auf die Schöpfung. Man muss vom Menschen zu Gott kommen durch menschliche Vermittlung. Dafür steht Jesus von Nazareth. Und hat man sich in seiner Nähe selber gefunden, mag man sich als Mensch in diese Wirklichkeit zurücktrauen. Die Frage ist dann, wie man ihr standhält. So herum ist das: Vom Menschen zu Gott oder von Gott zum Menschen und dann erst zurück zur Natur.

MICHAEL ALBUS: Gott wieder auf die Füße stellen ...

EUGEN DREWERMANN: Und dann zur Natur. Genau! Es fragt primär ja kein Mensch: Wie ist die Natur, die Gott geschaffen hat? Jeder fragt als erstes: Was tue ich überhaupt in dieser Welt? Erst wenn es darauf eine Antwort gibt, kann man schauen, was ringsum ist. Das ist auch im übrigen der Werdegang der Bibel. Sie hat Gott nicht eingeführt als Schöpfer, sondern als Gott der Väter, der Abraham berufen hat. Damit beginnt sie.

MICHAEL ALBUS: Ich habe mich oft gefragt, wenn ich selber Filme gemacht habe, welche Verantwortung habe ich damit? Es gab auch Bilder zu sehen, die ich dann nicht gezeigt habe. Ein Beispiel: Ich habe in Tibet gedreht, mit Pilgern den Heiligen Berg Kailash umrundet. Wir hatten zwei chinesische Aufpasser dabei, anders geht es nicht. Die wollten Fleisch essen. Sie haben ein Schaf gefunden, und ein frommer Tibeter sollte dieses Schaf töten. Sie haben ihm auch angedroht, weil sie wussten, dass es Widerstand gibt, dass er nie mehr auf die Beine kommen werde. Er hat sich hinter einen Lastwagen geflüchtet. Ich war mit meinem Kameramann dabei. Dort hat er Gebete gesprochen und hat geweint, während er versucht hat, das Tier zu ersticken. Ich habe bemerkt, wie total er dagegen war. Mein Kameramann sagte zu mir: »Das sind doch die Bilder, die wir brauchen. Das müssen wir zeigen!« Da habe ich gesagt: »Nein, ich will es nicht! Du drehst keine Minute und keine Sekunde von dem. Da läuft etwas ab, was ich nicht zeigen darf.« Das ist jetzt die Frage: Welche Verantwortung habe ich als jemand, der Bilder produziert und sie veröffentlicht? Ich muss doch ein Gespür dafür haben, was einem Menschen gut tun könnte und was nicht. Warum sagt mir eine innere Stimme: Wenn ich so etwas zeige, zeige ich etwas, was einem Menschen nicht gut tut, auch wenn er es »geil« finden sollte.

EUGEN DREWERMANN: Sie haben so recht! Es gibt zum Beispiel im deutschen Fernsehen eine Sendereihe: »Die strengsten Eltern der Welt«. Die Folgen erzählen regelmäßig, dass man die undisziplinierten Sechzehnjährigen in eine fremde Kultur schickt, nach Afrika oder Südamerika, und sie dort nötigt, Tiere zu töten. Die wollen das nicht, aber sie müssen es tun, damit sie lernen, was Gehorsam ist, was Disziplin ist, was Gemeinsamkeit ist. Es ist eigentlich ein Kulturschock. Die ehemals bösen »Teenies« – wieder so ein Wort – bringen das natürlich alle fertig und sind am Ende gut sozialisiert und landen wieder am Frankfurter Flughafen voll Dankbarkeit für ihre Eltern, die ihnen Erfahrungen dieser Güte ermöglicht haben. Das ist die Medienwirklichkeit. Gezeigt wird, dass ein Kind erst dann erwachsen ist, wenn es lernt, Tiere zu töten, ein Schaf, einen Ziegenbock zu schlachten, ihnen die Hoden abzuschneiden und zu essen.

MICHAEL ALBUS: Da sind wir schon am kritischen Punkt. Wie sieht meine Verantwortung für Bilder aus, die ich jemandem zumute oder nicht zumute? Gibt es da Anhaltspunkte?

EUGEN DREWERMANN: Die Frage ist, was wir mit den Bildern wollen. Vor sechzig Jahren noch, in der Zeit, als wir Kinder waren, war es in aller Regel – vor allem in dörflichen Gebieten – üblich, dass man Tiere selber schlachtete – Hühner, Kaninchen.

MICHAEL ALBUS: Ich musste die Kaninchen zu Hause schlachten. Das war meine Aufgabe. Hühner köpfen musste ich auch.

EUGEN DREWERMANN: Es war damals Teil der Erziehung, man lebte davon. Wenn man damit ein Problem hatte, musste man es mit sich selber ausmachen, bei den anderen fand man mit solchen Skrupeln kaum Verständnis. Die Alternative, die wir uns inzwischen aufgebaut haben, vor allem durch die industrialisierte Form der Massentierhaltung, ist der Abtransport von Tausenden von Tieren jeden Tag an die Peripherie der Großstädte. Da sehen wir nicht mehr, was passiert. Wir haben Billiglohnkräfte, die wir einschleusen und die froh sind, wenn sie, vollkommen unterbezahlt, diese grausame Arbeit routiniert durchstehen. Was es mit ihnen selber macht, ist für den Produzenten vollkommen uninteressant. Das heißt: Wir als Konsumenten sind ebenfalls in der Lage, von den Produktionsbedingungen vollkommen zu abstrahieren. Wir nehmen nur noch die Ware schön verpackt in Empfang und denken über die Voraussetzungen ihrer Herstellung in keiner Form mehr nach. Dann ist es fast ein Gebot der Aufklärung, durch den Schock der Bilder, die die Realität zeigen, bewusst zu machen, auf welchem Niveau wir existieren. Da gab es vor Jahrzehnten bereits bedeutende Filme in Frankreich. »Das Blut der Tiere«, noch in Schwarz-Weiß, war ein solcher Film, der nur den Schlachthof zeigt. Ich bin der Meinung, dass solches gezeigt werden muss, sonst wird sich das nie ändern. Was in der Massentierhaltung geschieht, muss gezeigt werden. Das Problem ist, dass die meisten abschalten, weil es zu grausig ist. Beim Abschalten verändern sie aber nicht ihre Nahrungsgewohnheiten, ihre Wertesysteme.